Wohin?

Erzählung von Redeatis

(Fortsetzung)

Frau Lindner kannte die Eschenbachs, sie wußte, daß diese Aeußerungen genügen würden, so Robert wirklich ihre Tochter liebte, ihn von irgend welcher Aussprache für mindestens ein paar Jahre zurückzuhalten. Erst, wenn er den eigenen Herd sich gegründet und Rose-Marie Zeit gelassen war, über sich klar zu werden, würde er sich ihr nähern, — bis dahin aber hoffentlich ihre liebliche Tochter Gelegenheit gehabt haben, ganz andere Männer kennen zu lernen, als Tante Eschenbachs Sohn einer war — und eine bessere, mehr für sie passende Wahl getroffen haben. Frau Lindner liebte ihr einziges Kind, wie sollte sie nicht? Sie wollte es glücklich sehen — sie hätte auch Opfer gebracht dafür — ja, ihr wohl selbst Robert Eschenbach zum Manne gegeben, wenn Rose-Marie erklärt hätte, daß er allein sie glücklich zu machen imstande sei, oder sie selbst geglaubt hätte, daß ihr Kind gerade als seine Gattin das Glück finden werde. Allein das schien ihr schier unmöglich. Nach ihren Begriffen waren zum Glücklichsein Ehre, Glanz und Herrlichkeit durchaus erforderlich. Ihnen nach war all ihr Streben gegangen — die Güter und Annehmlichkeiten der Welt wollte sie auch ihrer Tochter sichern. Rastlos hatte sie dafür gearbeitet und ihren Mann arbeiten lassen — und weil sie sicher hatte sein wollen, daß nach ihres Mannes Tode seine Kinder erster Ehe nicht vielleicht die Hand nach seiner Hinterlassenschaft streckten, ihren Gatten veranlaßt, sich von seinen Pflichten gegen sie loszukaufen. Nach ihrer Meinung war es aller Ehre wert, daß Anna und Stephan zusammen 20,000 Mark bar ausgezahlt erhielten, wo sie doch von Rechtswegen noch auf keinen Heller Anspruch machen konnten.

Und wer stand dafür, daß nach ihres Mannes Tode überhaupt etwas auszuzahlen war? Allerdings stand Frau Lindner selber dafür ein. Sie hatte ihr Schäflein ins Trockene gebracht, und das ihres Mannes auch. Sie waren Millionäre — und wo Tauben sind, fliegen Tauben zu. Auch sollte die Welt es wissen und ihr ganzes Auftreten es zeigen — denn sie wollten etwas in der Welt gelten — und ihre Tochter eine Partie machen lassen, die den Lindners zu ihrem Reichtum auch Rang und Stand dazu brachte. Kein Wunder, daß Frau Lindner mit Stolz auf den Erfolg der ersten Saison blickte. — Sie hatten Leute mit Namen von gutem Klang in ihren Salons gesehen, und ihre reizende Tochter war gebührend gefeiert worden. Ihr eifrigster Verehrer aber war Leutnant v. Rechbach, und da plötzlich Robert Eschenbach bei ihrem Kindskopf von Tochter wieder in den Vordergrund zu treten schien, so war Frau Lindner um so mehr geneigt, des jungen Offiziers Werbung zu unterstützen. Seine Familie war eine alte freiherrliche — Rose-Marie würde also als seine Gattin Frau Baronin heißen, dazu war er ein hübscher junger Mann, ein ganzer Kavalier, der wohl einem jungen Mädchen gefallen mochte.

Sein einziger Fehler war, daß er kein Vermögen, wohl aber einige Schulden besaß, wenn auch nicht gerade bedeutende. Das war freilich übel, aber als kluge Frau sagte sich Frau Lindner, daß, wenn es anders gewesen wäre, d. h. Baron Rechbach kein armer Schlucker gewesen wäre, er schwerlich um Rose-Marie Lindner geworben haben würde. Baronin wurde eine eben nur durch den goldenen Schlüssel, und so reizend auch immer Rose-Marie war, ohne ihn würde kein Glied einer adelstolzen Familie um sie gefreit haben. Es war das eine Tatsache, die Frau Lindner wohl begriff und ihr den Titel Baronin nicht minder wert machte.

Sehr zur Beruhigung aber diente ihr, daß Baron Rechbach überall gut gelitten war; er war leichtlebig und leichtsinnig wie die meisten jungen Leute, aber auch gutmütig und damit sicher auch lenkbar. In jedem Falle traute sich Frau Lindner zu, ihn als seine Schwiegermutter im Bann zu halten und ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß ihr Geldbeutel für leichtsinniges Schuldenmachen nicht zu haben war. Die jungen Leute sollten zu leben haben, und zwar wie es sich für freiherrliche Leute geziemte. dafür hatte sie ja gespart, doch ein A für ein U ließ sie sich nicht machen, und ihre Tochter mußte er allerwegen auf Händen tragen. Frau Lindner hatte sich alles gut überlegt, und so konnte sie jetzt auch mit gutem Gewissen ihrem Kinde zureden, ihren hübschen, liebenswürdigen Freier nicht abzuweisen.

Die Mutter hatte recht, Rose-Marie leugnete es sich nicht, Baron Rechbach gefiel ihr von allen Herren, die sie diesen Winter kennen gelernt, am besten, und vielleicht paßten sie auch für einander, während Robert Eschenbach wohl wirklich eine weit klügere und verständigere Frau haben mußte, und seine Augen und seine liebreichen Worte wirklich nichts weiter hatten sagen wollen, als daß er sie liebte als seine liebe Schwester, als ein fröhlich, herzig Kind. Dennoch zog sich Rose-Maries Herz schmerzlich zusammen, denn tief drinnen hatte eine süße Hoffnung gewohnt, deren Erfüllung das höchste Erdenglück in sich beschlossen.

Ja, wenn sie jemand gehabt hätte, der sie verstand, dem sie sich hätte anvertrauen können, wohin doch schließlich ihr Sehnen ging; aber sie hatte keinen. Die Eltern hätten sie gar nicht verstanden, zu Robert und Stephan konnte sie erst recht nichts davon sagen — heiß stieg ihr bei dem bloßen Gedanken daran die Röte in das Gesicht — und Tante Eschenbach natürlich ebenso wenig; doch konnte sie nicht Schwester Anna darum fragen?

Sie hatte selber geliebt, sie wußte, was es heißt, das herzigeben, was einem doch das Liebste gewesen, sie hatte an der Bahre ihres Gatten gestanden. Auch hatte sie ja wohl gemerkt, wie so besonders gut Robert zu ihr war, und wie lieb ihn sein „Sonnenstrahl" hatte, und was in ihren Augen zu lesen stand, als sie sich trennten. Ja, zu Schwester Anna konnte sie offen reden, ihr ganzes Herz ausschütten.

Und flugs setzte sie sich hin, der Schwester zu schreiben. Vielleicht war noch viel Kindisches in ihrer langen Epistel, ein ungestümes Auf- und Abwogen ihres jungen Herzens. Aber wer verstehen wollte, dem klang doch daraus die Gewißheit entgegen, daß Rose-Maries heißes Lieben Robert gehörte, wie ebenso die bange Sorge, daß sie seiner nicht wert und er das immer gefühlt und so eine zärtliche Liebe der Schwester, dem jungen, unerfahrenen Kinde, gegolten, das durchaus einer starken Stütze bedurfte; und Anna Dengler las gar nicht verständnislos, was ihr die junge Schwester da so voll kindlichen Vertrauens schrieb. Es war so, Rose-Marie bedurfte einer Stütze, und wer hätte ihr dieselbe besser sein können als Robert Eschenbach? Unter seiner Leitung würde sie sich bei ihrem anschmiegenden Wesen, ihrem liebevollen Gemüt zu einem herrlichen Weibe entwickelt haben, und das um so mehr, als Robert sie mit der Innigkeit seiner ganzen Seele liebte.

Und dennoch, nicht einen Augenblick dachte Anna daran, in diesem Sinne an Rose-Marie zu schreiben. Ein bitterer, feindlicher Zug entstellte ihr Gesicht, als sie Rose-Maries Brief zu Ende gelesen.

Sie hatte dieses ganze Jahr wider Hoffnung gehofft. Sich immer vorgeredet, daß Rose-Marie in ihrem leichten Sinn und unter den neuen, glänzenden Eindrücken Robert vergessen würde, und war sie ihm verloren, würde sich sein Herz dann nicht doch endlich der Jugendfreundin zuwenden? Ach, sie verlangte ja nicht, daß er sie lieben sollte mit bräutlicher, heißer Liebe, wie er Rose-Marie umfangen haben würde, sie war's schon zufrieden, wenn sie seine Freundin hätte sein dürfen, und war's nicht möglich, daß solche Freundschaft ihn mehr befriedigte als süßes, leidenschaftliches Empfinden? Robert Eschenbach war ein ernster, ganz an seinen Beruf hingegebener Mann; war es darum nicht wichtig für ihn, in seiner Lebensgefährtin auch eine Gehilfin seiner Arbeit und seiner Interessen zu haben?

So hatte sich Anna immer aufs neue gesagt, und so war es nicht zu verwundern, daß Rose-Maries Herzensgruß ihr namenlose Pein, ein bitteres, neidisches Empfinden gab und die Stimme ihres Gewissens erstickte. Trotz allem blieb Rose-Marie eben doch ein Kind mit kindischen Anschlägen. Wenn sie Robert wirklich geliebt, würde ihr Herz laut und deutlich gesprochen und sie nicht nötig gehabt haben, sich bei andern Rat zu holen. Solch ein Kind tat schon am besten, nach der Eltern Willen und Wünschen zu tun, es traf damit das richtige, und das wollte ihr Anna sagen, auch konnte sie der Schwester wohl bestätigen, daß sie recht damit habe, nicht zur Gattin Eschenbachs zu taugen. Entscheiden mußte Rose-Marie eben doch selber.

14. Kapitel

Rose-Marie war Baron Rechbachs Braut. Gleich nach Empfang von Annas Brief war sie es geworden. — Es hatte sie keiner gezwungen, zu des Barons Antrag „Ja" zu sagen; ja, nicht einmal zugeredet hatte man ihr. Sie hatten nur alle gefunden, daß Baron Rechbach der geeignetste Gatte für sie wäre, und ein junges, leichtlebiges, an den Freuden der Welt hangendes Geschöpfchen durchaus nicht für einen ernsthaften, hohen Idealen hingegebenen Mann wie Robert Eschenbach gepaßt hätte. Nur ein verwöhntes und verzärteltes Kind, wie sie eins war, hätte sich von seiner Eitelkeit vorreden lassen können, daß Robert den Wunsch gehabt, sie zu seinem Weibe zu machen. —

In klaren Worten hatte das vielleicht keiner gesagt, auch Schwester Anna nicht, nur daß Rose-Marie sich selber mit wehem, fast schamvollem Empfinden hatte sagen müssen, daß sie ein törichtes Kind gewesen und am besten täte, den Mann zum Gatten zu nehmen, den sie als durchaus für sie den besten ihr ausgesucht hatten. Für Baron Rechbach reichte sie gerade aus — sie beide mußten die glücklichste Ehe von der Welt führen, so hatten sie gesagt — und allem Anschein nach hatten sie recht.

Rose-Marie war eine strahlende Braut. Es war ihr Lust, sich zu schmücken, Lust, sich öffentlich mit ihrem Verlobten zu zeigen und die Genugtuung zu haben, auch von den vornehmen Verwandten ihres Bräutigams auf Händen getragen und verhätschelt zu werden. Dazu war sie ja da. — Von Kind auf hatte sie der erste Platz gehabt, war sie geliebt und bevorzugt worden, und schlecht würde es ihr gefallen haben, wenn sie auf einen Platz gestellt worden wäre, den sie nicht auszufüllen vermocht hätte nach Meinung aller, und besonders nach der Meinung dessen, der sie darauf hätte sehen sollen. Und natürlich hatte die Mutter recht, daß sich ihr Leben immer herrlicher gestalten mußte, wenn sie erst Baronin Rechbach hieß und zu Jugend, Schönheit u. Reichtum auch Rang u. Stand sich gesellten. Die Mutter sah darin den Gipfel des Glückes, sie versicherte ja ihrer Tochter, daß dahin all ihr Streben und Arbeiten gegangen.

So hatte Rose-Marie auch durchaus nichts dagegen, daß schon im Herbst die Hochzeit stattfinden sollte. Natürlich mit allem Pomp, der dem Brautpaare zukam! O was es da für Vorbereitungen gab! Welches Kopfzerbrechen die Brauttoilette erforderte! Rose-Marie kam aus der Aufregung gar nicht heraus. Sie war immer wie im Fieber, im Glücksrausch, wie Schwester Anna sagte, die natürlich zur Hochzeitsfeier sich eingestellt hatte. Auch Stephan war da, aber die Eschenbachs fehlten. Robert machte just eine Studienreise nach Schweden, und Tante Eschenbach hatte alle Hände voll zu tun, da ihr Sohn die Dr. Hessensche Klinik übernahm. Es bedeutete ein großes Glück für ihn, an der Spitze eines solchen Instituts zu stehen. Es gab ihm Gelegenheit, sein besonderes Genie für Orthopädie zur Entfaltung zu bringen und der leidenden Menschheit ein Wohltäter zu werden. Das aber war es ja, was Robert Eschenbach sich ersehnt hatte, sein ganzes Herz wurde von seinem Berufe ausgefüllt, seine Klinik konnte seine Braut sein.

Rose-Marie begriff vollkommen, auch ohne daß Anna es aussprach, daß ein leichtlebiges, nach Vergnügen haschendes Kind, wie sie eines war, gar nicht für einen Mann wie Robert Eschenbach paßte. Für sie war just Baron Rechbach der beste, — der ihr geben konnte, wessen sie bedurfte, und dessen Lebenselement dem ihrigen gleich war. Ei ja, und daher war Rose-Marie eine glücklich-strahlende Braut, und als die Neuvermählten ihre Hochzeitsreise antraten und Rose-Marie noch einmal den Ihrigen aus dem Wagen einen Abschiedsgruß zunickte, konnte trotz der Tränen, die in ihren Augen glänzten, keiner auf den Gedanken kommen, daß bei ihr nicht alles eitel Sonnenschein war. Ja, was hätte denn auch der jungen Frau Baronin Rechbach fehlen sollen?

15. Kapitel

Die Zeit steht nicht still — ja, zuweilen scheint sie sogar mit furchtbarer Eile dahinzurasen. — Wie hätte es sonst geschehen können, daß Rose-Marie schon sechs Jahre Baronin von Rechbach hieß? Wars geschehen, weil die junge Frau während dieser ganzen Zeit nicht aus dem Freudenrausch herausgekommen, daß ein Vergnügen das andere gejagt und ihr wirklich keine Stunde oder auch Sekunde gelassen hatte, darüber nachzudenken, ob ihr Glück ein wirkliches Glück sei?

Jetzt war es Frühling, das war der Zeitpunkt für die Heimkehr des jungen Paares. Man war's eben gewohnt, nach dem Karneval ein paar Monate an der Riviera, oder wo es sich sonst zu leben lohnte, zuzubringen. Freilich Baron Rechbach hatte keine große Eile, schon vor Pfingsten Nizza Lebewohl zu sagen. Es war noch gar nicht heiß, aber Rose-Marie erklärte ganz entschieden, nach Hause zu müssen. „Wir haben unser Töchterchen fast ein Vierteljahr nicht gesehen, und ich sterbe vor Sehnsucht nach unserem Kinde," so hatte Rose-Marie gesagt, und Baron von Rechbach war ein viel zu guter Gatte und Vater, um nicht schließlich zu denken und zu fühlen, wie sein geliebtes kleines Weibchen. Ja, in der Tat, Rose-Marie konnte sich nicht beklagen — ihr Mann hatte ihr noch nie ein rauhes Wort gesagt, trotzdem sie sich ja zuweilen launenhaft gezeigt. Rose-Marie wußte nicht, wie es kam, aber sie verspürte wirklich zuweilen Lust, ihren Mann zu ärgern und eifrig zu ihm zu sein, um ihn auch seinerseits zu reizen und so einen kleinen Gewittersturm zu veranlassen. Sie hatte von Kind auf immer ihren Willen gehabt, sie war verwöhnt und verhätschelt worden von jedermann, daß es schließlich langweilig wurde, es auch von dem Manne zu werden. Freilich die Mutter hatte gesagt, und zwar mit seltsam ernsthaftem Gesicht: „Kind, Kind, male den Teufel nicht an die Wand. Vielleicht gibt's keinen Mann, der so große Lust hat, über die Stränge zu schlagen, als der deine — nur daß er's nicht wagt, der festen Hand wegen, die auf ihm lastet."

Wahrscheinlich meinte die Mutter damit ihre eigene Hand, was Rose-Marie eigentlich recht verdrießlich war, obgleich sie nichts darüber verlauten ließ. Die Mutter hatte eben die Summe bestimmt, die ihre Kinder ausgeben durften, und so groß dieselbe auch Rose-Marie erschien, ihr Gatte fand sie doch nicht groß genug. Aber deswegen konnte und wollte seine Gattin nicht mit ihm rechten, schon weil er darin recht haben mochte, daß ihre Einfälle oft große Summen kosteten, und sie es durchaus nicht leiden konnte, sich um der Kosten willen einen Wunsch zu versagen. Hatten ihre Eltern ihr nicht oft genug gesagt, daß sie sehr, sehr reich wären und sie es mit jedem Jahre noch mehr würden; weshalb also knausern?

Deshalb nahm auch Rose-Marie wenig Notiz davon, als ihr Gatte mit etwas bedrückter Miene sagte:

„Weißt du, Herzchen, diesmal hat unsere Apanage nicht gelangt, ich habe einige Wechsel ausstellen müssen. Du bereitest wohl unsere Alten darauf vor. Herr und Frau Rechbach können doch nicht wie Spießbürger leben."

„Nein, gewiß nicht," sagte Rose-Marie, „und deswegen brauchst du nicht so ernsthaft dreinzusehen. Sag's nur Muttern, die bringt's in Ordnung."

Freilich Baron Rechbach hatte trotzdem ein gewisses banges Empfinden, als er in besagter Angelegenheit vor seine Schwiegermutter trat. In Geldangelegenheiten ließ sie nicht mit sich spassen. Ihr Schwiegersohn wußte schon gut, daß Frau Lindner, ehe sie ihn als Schwiegersohn willkommen hieß, ganz genau seiner Vergangenheit nachgeforscht hatte, besonders inbezug auf etwaige Schulden. Es waren ihrer zum Glück nicht zu große gewesen. Baron Rechbach war wohl leichtlebig, doch nicht so leichtsinnig, daß er als vermögensloser Offizier sich tief in die Schulden gestürzt hätte. Der Zuschuß, den er von der verwitweten Mutter erhielt, war schon höher als er eigentlich für ihre Verhältnisse sein dürfte. Geriet ihr Sohn in die Patsche, gab es keinen, der ihn herausgezogen hätte. Und auch so, wie die Dinge standen, war er unbedingt auf eine gute Heirat angewiesen, sich standesgemäß auch für die Zukunft zu halten. Kein Wunder, daß Rose-Marie sofort die Blicke des jungen Offiziers auf sich gezogen, und kein Wunder, daß auch sein Herz von dem lieblichen Mädchen gefesselt worden war. Rose-Marie war just die Frau, die er brauchte.

Wohl hatte er alsobald bemerkt, daß die Schwiegereltern und besonders die Schwiegermutter allerwegen ein Wort mitzusprechen hätten. Sie wollte aus ihrer Tochter eine Baronin machen, und der Baron, den sie zu diesem Zwecke für ihre Tochter kaufte, sollte natürlich die Mittel gewährt bekommen, die dazu gehörten, ein freiherrliches Haus zu errichten. Auch hatte Baron Rechbach die dafür ausgeworfene Summe mehr als reichlich gefunden, als er seinen Einstand antrat. Hatte es ihm doch schier geschienen, daß er in ein Meer des Ueberflusses versetzt worden. Allein nur zu bald hatte sich der Baron in seine neue Lage hineingelebt und nur zu bald sogar herausgefunden, daß sie doch noch zu wünschen übrig ließ, weil die Flut sich trotz allem öfters einmal in Ebbe verkehrte. War das aber geschehen, so setzte die Frau Schwiegermutter die richtige Richtermiene auf, und alsobald beeilte sich der Herr Schwiegervater, sein Gesicht in ebenso viele Falten zu ziehen; und niemand konnte es ihm verdenken, daß es ihm höchst ärgerlich war, wie ein Schulbub vor den Gestrengen zu stehen.

Und diesmal hatte es Baron Rechbach ein bißchen arg gemacht. Er hatte in Monte Carlo in den Spielsälen sich versucht, und das Glück hatte kein Lächeln für ihn gehabt. So war eine ziemlich hohe Summe nötig, die kontrahierte Schuld einzulösen. Mit einem Male konnte er sie gar nicht von seiner Schwiegermutter verlangen; er riskierte damit ein Donner-

(Fortsetzung auf Seite 3)

Jubiläums-Buch

mit der ausführlichen Geschichte der St. Peters-Kolonie und vielen Bildern von hervorragenden Personen, sowie alten und neuen Pfarrgebäuden,

auf schönem und dauerhaftem Papier gedruckt,

nicht bloß zum Lesen für die Gegenwart, sondern zum Aufbewahren für die Zukunft: die jungen Generationen sollen wissen, was ihre Eltern und Großeltern geleistet haben. Auch zum Verschicken ins Ausland, damit auch andere lernen, was die St. Peters-Kolonie ist.

Preise portofrei:

Ein Buch für	$0.50
Drei Bücher für	$1.25
Sechs Bücher für	$2.25

St. Peter's Press

Muenster, Sask.